



Lodewijk van Oord

# Das letzte Nashorn

Roman

Aus dem Niederländischen  
von Christiane Burkhardt

Knaus

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel  
»Alrecht en wij« bei der Uitgeverij Cossee BV, Amsterdam

**N**ederlands  
letterenfonds  
dutch foundation  
for literature

Die Arbeit an der Übersetzung wurde durch den  
Nederlands Letterenfonds unterstützt.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Munken Premium*  
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Copyright © 2014 by Lodewijk van Oord  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2016  
beim Albrecht Knaus Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Satz: Uhl + Massopust, Aalen  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN 978-3-8135-0674-1  
Printed in Germany

[www.knaus-verlag.de](http://www.knaus-verlag.de)

Die Größe des Menschen ist so sichtbar,  
dass sie sich sogar aus seinem Elend ableiten lässt,  
denn was für die Tiere Natur ist,  
das nennen wir Menschen Elend.

Pascal, *Pensées*

Der Ursprung des Menschen ist nun bewiesen.  
Die Metaphysik muss aufblühen.

Darwin, *Notebook M*



I  
Der Masterplan  
(vier Jahre zuvor)





## I

Das gurgelnde Schnauben des Nilpferds, abrupt unterbrochen vom Trompeten zweier Elefanten, dicht gefolgt von unerschrockenem Gebrüll aus tiefster Löwenkehle: Andere haben einen Wecker, ich habe monströse Naturgeräusche. Wenn ich morgens ins Bad gehe, denke ich, dass es schlimmere Arten gibt, geweckt zu werden. Im Spiegel werfe ich einen raschen Blick auf meinen Dreitagebart, eine Rasur halte ich auch heute für unnötig. Den größten Teil des Tages werde ich zu Hause am Küchentisch sitzen und an der Präsentation für den späteren Nachmittag arbeiten.

Die Tage, an denen ich mit dem Rad die Grachten entlangehetzt bin, von Fördermittelkommission zu privaten Co-Finanziers, von der Bank zum Filmförderfonds, Schnellhefter mit Finanzierungsvorschlägen und *Project Proposals* im Gepäck, gehören glücklicherweise der Vergangenheit an. Ich lebe nun den perfekten Kindheitstraum, bin als Hauptrolle für den Film gecastet worden, zu dem ich selbst das Drehbuch schreiben durfte. Inzwischen ist es zwei Jahre her, dass ich diesen Schritt gemacht habe, der viele überrascht hat, den ich aber nach wie vor nicht als radikale Kehrtwende betrachte. Ich habe die gierigen Hyänen an der Herengracht gegen die Schabracken-Hyänen im Schleichkatzengehege, die Aasgeier vom Museumplein gegen ihre bleichen Artgenossen in der riesigen Raubvogelvoliere eingetauscht. Die durchtriebene, scharfzüngige Kollegenmeute habe ich noch keine Sekunde

vermisst. Wenn ich Menschen aus meinem früheren Leben in der Stadt über den Weg laufe, kommen sie mir vor wie völlig fremde Wesen – was bestimmt auf Gegenseitigkeit beruht. Das obligatorische, oberflächliche Gespräch – wie geht's, danke gut, viel Stress, alles klar – gerät in der Regel schnell ins Stocken, woraufhin sich einer von uns mit einer lahmen Ausrede aus dem Staub macht.

Ich ziehe die Vorhänge auf und werfe einen Blick nach draußen. Wolken am Himmel, sich wiegende Wipfel, Laub auf Grünanlagen und Gehwegen. Es regnet nicht, ist aber offenbar noch kühl, außerdem weht ein heftiger Wind, der ganz schön tückisch sein kann. Aus dem Korb mit der Schmutzwäsche hole ich mein rotes Lieblings-T-Shirt, darüber ziehe ich meine Glücksbringer-Jacke: das zerschlissene Wildlederjackett, das ich vor einer Ewigkeit für fünfundzwanzig Gulden auf dem Waterloo-Platz erstanden habe. Dieses Jackett trage ich immer, wenn's drauf ankommt: am hektischen letzten Drehtag, beim Pitchen eines neuen Szenarios oder eben jetzt, am Morgen vor der wichtigen Präsentation. Ich setze mich vor den Spiegel und öffne das Jackett. Seitenverkehrt sehe ich das Motto meines Zoos, das in schwarzen Lettern über dem Kopf eines cartoonesken Elefanten angeordnet wurde.

512125M 2177A 57075N

Als die Kaffeemaschine brodeln, öffne ich die Küchentür und gehe nach draußen. Tagesanbruch – die Zeit rund um Sonnenaufgang ist mir heilig. Ich habe eine feste Route, die mich

in einer knappen Stunde über meine Lieblingswege führen wird: meine Weltreise im Morgengrauen beziehungsweise mein Aufklärungsfeldzug vor dem Frühstück. Es ist nicht nur ein herrlicher Spaziergang in morgendlicher Stille und Frische, sondern vor allem ein bestimmter Führungsstil, eine Methode, dem Tierpark als Direktor auf den Zahn zu fühlen, damit ich als Erster weiß, wie es um meinen Zoo bestellt ist und wie es den Tieren geht.

Schräg gegenüber der Zoodirektor-Wohnung lebt die kleine Katzenbärin, die wie immer in ihrem einsamen Baum vor sich hin döst. Jeden Morgen klatsche ich im Vorbeigehen in die Hände, woraufhin die Katzenbärin kurz ihren hellbraunen Kopf hebt. Aber an diesem Morgen reagiert sie nicht. Ich klatsche erneut, diesmal lauter, aber nicht einmal der buschige Schwanz bewegt sich. Ein sympathisches Tier, das nur macht, worauf es Lust hat. Schnell gehe ich am Verwaltungsgebäude »Die Hoffnung« vorbei zu den Menschenaffen. Seit ich hier Direktor bin, habe ich ein paar interessante Studien über Schimpansen gelesen. Die meisten Weibchen sind in den letzten Tagen fruchtbar geworden, ihre Hinterteile und Genitalien sind so rosig wie die Glasur eines Cremeschnittchens und so prall wie ein Ballon. Im Affenhaus sehe ich die jungen Männchen herumtollen wie wild gewordene Halbwüchsige, gesteuert von ihren Hormonen. Das Alphamännchen wartet währenddessen geduldig und souverän in seinem Hochnest aus Traktorreifen und Stroh. Das primitive Gebälze seiner jugendlichen Kumpane ignoriert er. Inzwischen kenne ich mich aus und weiß, dass er es sich erlauben kann zu warten, weil sich ihm die Weibchen kurz vor dem Eisprung freiwillig anbieten werden. Für die jungen Männchen ist das Balgen und Balzen nur ein Spiel, die Chance auf Befruchtung ist in der frühen Phase gering. Erst auf dem Höhepunkt ihrer

Fruchtbarkeit werden die Weibchen wählerischer. In gewisser Weise kommt mir das Sexualverhalten im Affenhaus viel zivilisierter vor als das unüberlegte Rumgevögel in der großstädtischen Menschenwelt.

Kaum habe ich die Tür des Affenhauses hinter mir geschlossen, höre ich das laute Heulen der Wölfe – was mir stets Gänsehaut beschert. Eine der Fragen beim Vorstellungsgespräch – eine dieser lockeren Einstiegsfragen, um das Eis zu brechen – hatte dann auch gelautet: »Was machen Sie, wenn sich Anwohner über das nächtliche Heulen der Wölfe beschweren?« Ich muss ziemlich verwundert reagiert haben, da ich mir einfach nicht vorstellen konnte, dass es Anwohner gibt, die so etwas tatsächlich tun. Ein Irrtum, denn vor allem in der Plantage Middenlaan wohnen einige fanatische Tierhasser, die sich noch immer nicht damit abgefunden haben, dass es hier seit hundertfünfzig Jahren einen Zoo gibt, bewohnt von Tieren, die bei Sonnenauf- und -untergang Urlaute ausstoßen pflegen. »Ich würde ihnen eine Jahresfreikarte anbieten«, schlug ich vor. »Ich würde sie einladen vorbeizuschauen, die Tiere kennen und ihre Bedeutung schätzen zu lernen. Vielleicht sollten wir demnächst mal eine nette Grillparty für die Nachbarn organisieren. Ein üppiges Fleischbankett für Mensch und Wolf.«

Das Gremium schüttelte nur den Kopf. Das hatte man alles längst ausprobiert – leider ohne jeden Erfolg.

»Auch die Wölfe sind Amsterdamer«, fuhr ich mit ernster Stimme fort. »Und genau das muss man den Leuten klarmachen. Man sollte stets das Gespräch mit den Anwohnern suchen. Ein Tierpark, der mitten in der Stadt liegt, kann sich keine Nachbarschaftsstreitigkeiten erlauben.«

Das Gremium nickte und hakte die Frage wohlwollend ab.

Malaysische Tapire sind seltsame Tiere, an denen rein gar nichts stimmt. Ich betrachte das Jungtier, das gerade seine jugendliche Fellzeichnung verliert und seiner Mutter immer ähnlicher wird. Vorne schwarz und hinten weiß – keine Ahnung, wer sich das ausgedacht hat! Tapire sind der beste Beweis dafür, dass die Evolution ein ebenso übermütiger wie irrationaler Prozess ist. *Survival of the Weirdest* – darauf scheint es in der Natur oft hinauszulaufen.

Ich gehe weiter zu meinen beeindruckendsten Nachbarn, den Bewohnern des riesigen Gorillahauses aus Beton. Die sieben Westlichen Tieflandgorillas sind nicht etwa irgendwelche Gorillas: Ihrem wissenschaftlichen Namen nach handelt es sich um echte Gorillagorilla-Gorillas – also um die gorillamäßigsten Gorillas aller Gorillas! Für mich ist dieses Tier untrennbar mit dem Kino verbunden. Ich weiß noch, wie mich mein Vater vor fast vierzig Jahren in *Gonga: The Giant Jungle Monarch* mitgenommen hat, in den Blockbuster mit Dan Shor – ein lustiger Film über einen einsamen Großstadtjungen, der sich mit einem Schauspieler in einem Gorillakostüm anfreunden will. Weil es dem Jungen nicht gelingt, eine Beziehung herzustellen, beschließt er, das Kostüm zu klauen. Anschließend versucht er als Gorilla irgendwelchen Großstadtbewohnern näherzukommen, leider ohne Erfolg. Statt akzeptiert zu werden, jagt er den Menschen erst recht Angst ein. Der Gorillafilm blieb während meiner gesamten Jugend ein heiß geliebtes Genre. Natürlich sah ich auch *Mighty Joe Young* von Ernest Schoedsack und viele weitere King-Kong-Varianten, von denen mir die Originalversion mit Fay Wray nach wie vor die liebste ist. Als Student des Studiengangs »Produktion« habe ich sie mir in der Mediathek der Filmhochschule alle noch mal angesehen. Mit einem befreundeten

Drehbuchautor habe ich damals sogar ein Treatment für den ersten niederländischen Menschenaffenfilm geschrieben. Es ging um einen Gorilla, der aus dem Rotterdamer Zoo flieht, um nach der jungen Frau zu suchen, die ihm in die Augen geschaut hat. Das Projekt hat es bloß bis ins Büro des Filmförderfonds geschafft, wo man fand, der Plot sei zu unglaubwürdig, die Geschichte zu gewollt. Nach diesem tapferen ersten Versuch beschloss ich, mich von nun an auf die Produktion konventionellerer Filme zu konzentrieren: auf bewährte Problemfilme über dysfunktionale Vorstadtfamilien und kaputte Ehen, auf realistische Themen mit lauter lebensnahen Figuren, Menschen aus Fleisch und Blut, mit denen sich der Kinobesucher identifizieren kann. Sie wurden ausnahmslos kommerzielle Erfolge. Es muss an den Filmen meiner Jugend liegen, dass ich mir oft einbilde, in jedem Gorilla verberge sich ein Mensch. Die straffe Gesichtshaut erinnert an billiges Plastik, die monströsen Bewegungen wirken wie inszeniert. Noch heute suche ich an ihrem Rücken nach dem Reißverschluss des Kostüms, hinter ihren Augen nach dem stummen Blick eines Stuntmans. Auch an diesem Morgen liegen die Tiere wieder da wie erschöpfte Filmstars, wie behaarte Puppen an einem verlassenem Set. Sie müssen schwitzen in dieser Montur.

Ich verlasse das angenehm warme Gorillahaus, begrüße die stets scheuen Sumpfantilopen und mache einen großen Bogen um das Insektarium. Käfer und Heuschrecken interessieren mich nach wie vor kaum, und inzwischen habe ich beschlossen, dass sie das Feld räumen müssen. Hummeln und Kerbtiere hinter Glas – das ist doch eher etwas für den Dachboden eines Sonderlings und nichts, womit sich ein ernst zu nehmender Zoo abgeben sollte. Das Insektarium ist deshalb auch

das einzige Gebäude, das ich nur selten betrete, so sehr mich Insektenpfleger Gré Samson auch dazu drängt, mir doch mal die Raubwanzen anzuschauen, mich mit der Kolonie Roter Waldameisen zu beschäftigen oder den Termitenhügel zu bestaunen. Termiten! Wenn es nach mir geht, werden sie demnächst an die Ameisenbären verfüttert.

Der Protest gegen meine Sanierungspläne wird von Samson höchstpersönlich angeführt, der vor zig Jahren über Geschlechtsteil-Varianten bei Spinnen promoviert hat. Vor ein paar Monaten fand ich eine Kopie seiner dicken Doktorarbeit in meinem Postfach, die noch auf einer alten Schreibmaschine getippt wurde. *Für Edo Morell*, stand auf der Titelseite, *in der Hoffnung, dass Sie mein Lebenswerk erhalten werden*. Weil ich mich verpflichtet fühlte, meinem Kollegen noch eine Chance zu geben, begann ich mit der Lektüre, aber auch nach zig Seiten ließ mich der Spinnenpenis immer noch kalt. Nachdem ich die trockene Darlegung des Forschungsvorhabens zur Hälfte gelesen hatte, klappte ich die Dissertation mit einem müden Seufzen zu.

Nach einem kurzen Blick auf die mächtigen Wisents, die ich lieber Europäische Waldbisons nenne, komme ich am Spielplatz vorbei. An diesem Punkt meiner Route beschleunige ich stets meine Schritte, um nicht zu lange den größten Sandkasten der Niederlande anschauen zu müssen – den Morast, der als Afrikanische Savanne erhalten muss. Noch der fantasiebegabteste Kunde ist davon zwangsläufig enttäuscht. Doch im Gegensatz zum Insektarium besitzt sie großes Potenzial.

Afrikanische Savanne – was für eine Anmaßung, sie so zu nennen! Sie war das erste Teilgebiet, für das ich gleich nach meiner Einstellung ein Konzept entwickelt habe. Zuerst kam die Marktforschung, und in dem Versuch, mit der wichtigsten

Zielgruppe überhaupt ins Gespräch zu kommen, habe ich die Grundschulklasse meiner Tochter besucht. Ich gab den Kindern Stift und Papier und bat sie, so viele Tiere wie möglich aufzulisten, die in Afrika leben. Eine Stunde später kehrte ich mit einem Stapel bunter Kritzeleien in mein Arbeitszimmer zurück. Die Auswertung konnte beginnen.

Die Statistiken der Kinder sprachen eine deutliche Sprache: Mit Ausnahme von ein paar falsch platzierten Tigern und Pumas nannten Elkes Klassenkameraden viele Tiere, die tatsächlich typisch afrikanisch sind, aber in der Amsterdamer Savanne fehlen: Elefanten, Nashörner, Nilpferde, Löwen. Es ist nicht weiter schwer, das Problem der jetzigen Afrikanischen Savanne zu benennen: Es leben nicht nur die falschen Tiere am richtigen Ort, sondern auch viele richtige Tiere am falschen Ort. Unsere Elefanten zum Beispiel sind asiatisch und deshalb die *falsche* Art – die mit den kleinen Ohren. Asiatische Elefanten sind prima, aber darum geht es nicht. In einer Afrikanischen Savanne haben sie jedenfalls nichts zu suchen. Natürlich haben wir Löwen und Wildhunde, aber die befinden sich in Gehegen, die weit von der Afrikanischen Savanne entfernt sind. Bis auf einen durchnässten Vogel Strauß laufen dort eigentlich nur ein paar Zebras und Weißschwanzgnus rum, aber das sind natürlich keine besonders spektakulären Tiere. Ein Zebra ist im Grunde kaum mehr als ein wandelnder Holzschnitt, ein Esel hinter Gittern. Und ein Gnu sieht aus wie ein ausgemergeltes, missgebildetes Rind mit einem Kopf, der nicht zum übrigen Körper passen will. *Survival of the Ugliest*, auch daran hat Darwin nicht gedacht. Das ließ nur eine einzige Schlussfolgerung zu: Das Gebiet, das heute dreist Afrikanische Savanne genannt wird, hat keine übergeordnete Vision. Ihm fehlt die magnetische Anziehungskraft,



die das Wort »Afrika« eigentlich in jedem Zoo verkörpern müsste.

Wie sich herausstellte, ist das mit den Elefanten ein echtes Problem. Monatelang habe ich hinter den Kulissen versucht, andere Zoos dazu zu bringen, ihre Afrikanischen Elefanten gegen unsere Asiatischen zu tauschen, aber niemand war interessiert. Nicht nur Arnheim, Rhenen und Amersfoort, sondern auch die Zoodirektionen von Paris, Barcelona und Rom lehnten dankend ab. Obwohl sie zugeben mussten, dass mein Angebot finanziell durchaus attraktiv war, weigerten sie sich standhaft, weil sie die Sache unerhört fanden. Nach diesem Rückschlag hatte ich die Idee, die Asiatischen Elefanten zum Verkauf anzubieten und den Erlös in den Ankauf einiger afrikanischer Artgenossen zu stecken. Auch das stieß auf Widerstand: Nicht nur der Betriebsrat war vehement dagegen, leider musste ich auch feststellen, dass die derzeitigen Elefanten mit die beliebtesten Tierparkbewohner überhaupt sind. Vor allem Bulle Salman hat einen großen Kundenstamm. Ich hatte meinen Plan kaum im kleinen Kreis vorgestellt, als auch schon eine »Petition zum Erhalt unserer Elefanten« die Runde machte, ein sentimentaler Wisch, unter dem bald Tausende Unterschriften prangten. Also Plan B: Salman und seine Kühe dürfen bleiben.

Mein neuester Elefantenplan ist genial einfach – unglaublich, dass ich nicht früher darauf gekommen bin! Auch wenn die Betriebskosten dadurch stark steigen werden, schafft er eine unwiderstehliche Win-win-Situation für alle Beteiligten. Deshalb rechne ich fest damit, dass der Vorstand mir diesen Teil meines Masterplans ohne allzu großes Murren genehmigen wird. In der Hoffnung, bei den Vorstandsmitgliedern eine sentimentale Saite zum Klingen zu bringen, habe ich den Ele-

fantenabschnitt mit einem historischen Augenzwinkern *Tembo Returns* genannt.

Ich gehe an den stets ausgelassenen Wildhunden vorbei und setze mich kurz auf den noch feuchten Findling bei der Eulenruine. Ich schließe die Augen und hänge meinen Gedanken nach. Das Eulenaugen gehört zu den erstaunlichsten Schöpfungen der Natur. Der Eulenpfleger hat mir mal erzählt, dass ein Mensch mit Eulenaugen in der Lage wäre, aus fünf Kilometern Entfernung die Morgenzeitung zu lesen. Ich bin nicht der Einzige, der die Eulen bestaunt, auch so mancher Kunde scheint von diesen stoischen Wesen fasziniert zu sein. Vor allem Erwachsene reagieren auf die Eulen wie auf ein Memento mori: Man sieht, wie sie sie nachdenklich anstarren, nur um dann irgendeine furchtbare Platitüde von sich zu geben, meist eingeleitet von den Worten »Bei diesem Anblick wird einem erst bewusst, wie...«. Den Impuls, solches Gestammel ins Lächerliche zu ziehen, kann ich leicht unterdrücken: Jeder Kunde, der zwanzig Euro dafür übrig hat, angesichts eines Tieres ein paar pseudophilosophische Gedanken abzusondern, ist mir willkommen. Kein Zoo kann ohne solch unausgegorene Betrachtungen überleben, davon bin ich zunehmend überzeugt. Während ich die Schneeeulen anstarre, erinnere ich mich an das Gespräch, das ich mal zwischen zwei Frauen aufgeschnappt habe – enge Freundinnen, die sich für ihre Verliebtheit kein bisschen zu schämen schienen. Ich sehe noch vor mir, wie die eine versucht hat, die andere mit einem stolzen Uhu zu fotografieren. Es musste auf Anhieb klappen, da sie eine alte Spiegelreflexkamera benutzte und nur noch ein Foto auf dem Film war. Währenddessen philosophierte die Posierende munter drauflos.

»Eulen sind weise, die weissagen die Vergangenheit«, hörte

ich sie sagen, während sie versuchte, so natürlich wie möglich zu lächeln.

Die andere Frau sah sie erstaunt an. »Und ich dachte immer, sie würden die *Zukunft* voraussagen!«

Das war der Moment, in dem ich mich einschaltete. »Sie haben beide recht«, sagte ich und erzählte vom traditionellen afrikanischen Mythos, dem zufolge die Eule mit offenen Augen der Vergangenheit gedenkt und mit geschlossenen Augen um die Zukunft trauert.

»Trauern um die Zukunft?«, sagte die fotografierte Frau. »Was für eine deprimierende Geschichte!«

»Aber die Zukunft bleibt stets unerreichbar«, warf ich ein. »Egal, was die Eule sieht – sie weiß, dass sie die Zukunft genau wie den Horizont nie erreichen wird. Aber die Vergangenheit liegt hinter ihr, mit der kann sie es offenen Auges aufnehmen. Was bereits geschehen ist, stellt keinerlei Bedrohung mehr da.«

»Das dürfte beim Menschen anders sein«, sagte die Frau mit der Kamera. »Für uns ist die Vergangenheit bedrohlicher als die Zukunft. Die Geschichte hat bei allem, was wir tun, noch ein Wörtchen mitzureden.« Sie machte ein paar Schritte nach vorn und drückte sich die Nase am Volierenetz platt. Aufmerksam musterte sie die Eule, die keine anderthalb Meter vor ihr auf einem Baumstumpf hockte. »Ist das das Männchen oder das Weibchen?«

»Das ist Viola, das Weibchen. Das Männchen ist etwas kleiner. Schauen Sie, da hinten sitzt Bill auf seinem Ast.«

»Ihre Augen sind ein schwarzes Loch«, fuhr die Frau fort und richtete ihr Objektiv auf das von Senfgelb umgebene Schwarz der Pupille. »Man könnte meinen, dass alles darin verschwindet.«

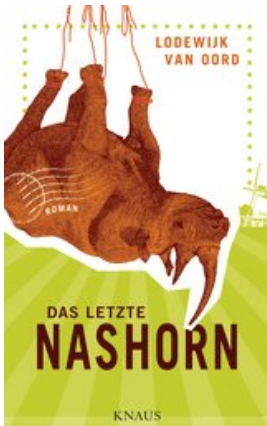
»Je näher Sie heranzoomen, desto mehr werden Sie von sich erkennen«, sagte ich. »In vielen Kulturen gilt das Eulenaugen als Spiegel, der uns zeigt, wie wir wirklich sind.« Anschließend hatte ich den beiden Frauen noch einen schönen Tag gewünscht und sie bei den Eulen zurückgelassen. Das ist vermutlich das Schönste am Zoo: dass die Tiere die Kunden in den unvorhersehbarsten Momenten dazu bringen können, ein Gespräch mit Wildfremden über sehr persönliche Themen anzufangen – über Leben und Tod, Glaube und Naturwissenschaften oder wie in diesem Fall über Vergangenheit, Zukunft und Mythologie. Eigentlich ist der Zoo ein idealer Treffpunkt für Fremde: der Tierpark als existenzielles Drama für den Menschen, in dem Tiere das Publikum bilden, die vierte Wand. Ein schöner Gedanke, wie ich finde. Ich werde versuchen, ihn mir zu merken – wer weiß, wann ich ihn noch mal verwenden kann.

Ich werfe einen Blick auf die Uhr und setze meinen Rundgang fort, passiere die Raubtiergalerie auf dem Weg zur Löwenterrasse. Am Rand der Rasenfläche hinter mir steht das größte Tabu des Tierparks: das Denkmal zu Ehren seines Gründers. Vor allem bei der Ausführung des Löwen unten am Sockel ist der Bildhauer aus dem 19. Jahrhundert grandios gescheitert – und zwar so sehr, dass sich die echten Löwen vermutlich noch heute täglich darüber lustig machen. Arme Kunst, die eine so mitleidlose Natur als Lehrmeister hat! In einer meiner ersten Vorstandsversammlungen hatte ich sogar vorgeschlagen, einen Wettbewerb für ein neues Denkmal auszuschreiben. Ein Saal voll mit offenen Mündern, Totenstille, als hätte der Papst in Rom soeben die blasphemischsten Flüche ausgestoßen. Ich habe die Sache auf sich beruhen lassen. Dieser Kampf lohnte sich in meinen Augen dann doch nicht.

Ich begrüße die Chileflamingos, die tuntig wie immer im Teich herumstehen, und schlendere weiter zur Südamerikanischen Steppe. Die Lamas liegen heute Morgen wie ein Haufen verzogener Latinos da, während sich die Halsband-Wehrvögel irgendwo auf der Wiese für einen neuen Tag im Rampenlicht zurechtmachen. So ein Tierpark ist und bleibt doch ein ziemlich eitler Betrieb, in dem man sehen und vor allem gesehen werden muss, und die südamerikanischen Tiere scheinen das von allen am besten zu begreifen.

Es wird Zeit, meinen Aufklärungsfeldzug zu beenden, Zeit für einen Becher starken Kaffee. Noch schnell zu den Papageien in der Prins-Maurits-Voliere (sie putzen sich die Schnäbel, egal, wie sauber sie sind), dann mein Garten, die Küchentür, das Frühstück. Am Küchentisch starre ich auf meinen Laptop und öffne die Präsentation, an der ich tagelang gefeilt habe. Mein Masterplan ist bereits seit einem Jahr in Arbeit, aber heute werde ich ihn zum ersten Mal dem kompletten Vorstand präsentieren. Es kommt vor allem darauf an, die Pläne wohldosiert an den Mann zu bringen, den Vorstand nicht mit zu vielen radikalen Ideen auf einmal zu überfordern. Die meisten Mitglieder sind Spießbürger, ältere Männer und Frauen mit konservativen Wertvorstellungen, aber leicht zu beeinflussen. Im Grunde hat nur der Vorsitzende Frank Rida eine progressive Einstellung und Ansichten, die man visionär nennen könnte.

Als der Kaffee meinen Gaumen umspült, denke ich kurz an meine neue Kollegin, deren kleines Skype-Profilbild ich mir noch einmal ansehe. Bei unserer ersten kurzen Begegnung habe ich eine gewisse körperliche Anziehung gespürt, ein leicht erotisches Kribbeln, das sich während der digitalen Vorstellungsgespräche bestätigt hat. Ich starre auf Sariah



Lodewijk van Oord

### **Das letzte Nashorn**

Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 256 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-8135-0687-7

Knaus

Erscheinungstermin: März 2016

Ein witzig-hintergründiger Roman über uns und die Letzten ihrer Art

Der Amsterdamer Privat zoo Artis kämpft ums Überleben. Der neue jung-dynamische Direktor Edo Morell will daher aus dem beschaulichen Tierpark ein attraktives „Afrika an der Amstel“ machen, Schwerpunkt bedrohte Nashörner. Dabei soll ihm die südafrikanische Spezialistin Sariah helfen. Die engagierte Tierschützerin weiß, dass diese Tiere sich nur in geschützter Umgebung fortpflanzen. Edo ist zwar auch an Fortpflanzung interessiert – doch er versucht, daraus einen spektakulären Event zu machen. Aus Berlin lässt er den Nashornbullen Albrecht einschweben, den letzten seiner Art. Aber das ganze Unternehmen erweist sich doch als viel komplizierter als gedacht. Nicht nur Albrecht scheint überfordert zu sein.

„Das letzte Nashorn“, leichtfüßiger Roman mit Tiefgang, kommt zur rechten Zeit. Denn die Frage, wie wir mit Tieren umgehen wollen und sollen, treibt uns alle um.



[Der Titel im Katalog](#)